

Rede zum Totengedenken des 155. Pfingstkongresses am Montag, den 29. Mai 2023 am Ehrenmal im Coburger Hofgarten

Prof. Dr. theol. Markus Witte, Alsatiae et Saxo-Sueviae
Inhaber des Lehrstuhls für Literaturgeschichte und Theologie des Alten Testaments
an der Berliner Humboldt-Universität Berlin

— Es gilt das gesprochene Wort —

„Wir hatten eine Scheißangst.“ Diese Worte schießen mir immer in den Kopf, wenn ich das Ehrenmal des Coburger Conventes vor Augen habe. Sie stammen von einem inzwischen längst verstorbenen Bundesbruder. Ich erinnere mich noch sehr genau an den Moment, in dem er sie ausgesprochen hat: Es war zu Beginn meiner Studienzeit, auf einer Kneipe in der Mitte der 80er Jahre, wir hatten gerade eines der pathetischen Lieder gesungen, in denen in romantischer Verklärung vom Heldentod fürs Vaterland und von der Lust, für die Freiheit zu sterben, die Rede ist. Der zitierte hoch betagte Bundesbruder stand auf, bat um das Wort und begann zu reden, mit markanter Stimme und leichtem Breslauer Akzent, eindringlich, mit Sätzen, bei denen jedes Wort traf.

„Eine Scheißangst hatten wir, wir haben uns in die Hose geschissen, jedes Mal, wenn es einen Kameraden neben uns traf, das war keine hohe Lust.“ So gesprochen, von einem, der die Grauen des Zweiten Weltkrieges miterlebt hatte, von einem, der noch im deutschen Kaiserreich sozialisiert worden war, der von den Nachwehen des ersten Weltkrieges und der Weltwirtschaftskrise geprägt war, der vom Nationalsozialismus ins Elend gestürzt und als junger Mann an die Front geschickt worden war, und der dann entscheidend am Wiederaufbau Deutschlands beteiligt war, gesprochen in der Hochzeit des Kalten Krieges, nur zehn Jahre nach dem Vietnamkrieg mit seinen Napalmbomben, gesprochen von einer eindrucksvollen Persönlichkeit, wie sie die Älteren von uns noch häufiger auf Conventen und Kneipen ihrer je eigenen Bünde erleben konnten; Persönlichkeiten, die zu einer klaren Zeitanalyse in der Lage waren, die deutliche Worte nicht scheuten, die ihren jungen Bundesbrüdern schonungslos und zugleich selbstkritisch einen Spiegel vorhielten.

„Wir hatten eine Schweißangst, es ist keine Lust zu sterben“. Ja, es ist keine Lust zu sterben, weder in irgendwelchen Schützengraben, wie sie die Welt gerade wieder durchfurchen und mit unzähligen Narben versehen, noch in einem Krankenhaus, auf der Straße oder in einem Flüchtlingsboot. Es ist keine Lust zu sterben, und es gibt keinen Grund, das Sterben oder den Tod zu erklären. Gerade daran erinnert auch dieses Denkmal, vor dem wir uns versammelt haben.

Ich muss gestehen, dass ich mich mit der eigenwilligen Ästhetik dieser Skulptur schwertue. Als mir mein Leibbursch ein gerahmtes Foto dieses Denkmals geschenkt hat, habe ich es nicht aufgehängt – nicht, weil ich keinen Platz gehabt hätte, sondern weil es mir nicht gefallen hat. Ich fand es ästhetisch nicht schön, mit seinen grob behauenen nackten Jünglingen, der Hand an einem zu groß geratenen Schwert, keine Nazi-Kunst, ebenso wenig wie der Poelzig-Bau der Universität Frankfurt am Main oder das Hauptgebäude des Tempelhofer Flughafens Nazi-Architektur sind, – das meinen nur diejenigen, die in geschichtlicher Unkenntnis unser Denkmal regelmäßig mit Hakenkreuzen beschmierem.

Ich habe das Foto seinerzeit nicht aufgehängt, aber ich habe es aus seinem Rahmen geholt, auf ein weißes Papier geklebt und als Deckblatt vor meine Fuxenmappe geheftet. Dort liegt dieses Blatt bis heute ein und ist so die erste Seite eines Ordners geworden, in den ich alle wichtigen Unterlagen meiner beiden Bünde und des Coburger Convents hefte. In seiner eigenwilligen Ästhetik lässt es mich, wann immer ich diesen Ordner zur Hand nehme, daran denken, was wesentlich ist für menschliches Leben – und genau darin besteht der Sinn des Gedenkens an die Toten: das Leben zu verstehen und es dadurch besser zu bestehen. Die Begegnung mit dem Sterben und dem Tod führt zwangsläufig zu der Frage nach dem, was denn Leben ist, was Leben

ausmacht, wie Leben sinnvoll gestaltet werden kann. Gerade dazu hat aber nun unsere Skulptur in ihrer stummen Brutalität viel zu sagen. Sie hat mehr zu sagen, viel mehr, als ich in dieser kurzen Feierstunde sagen kann, und so beschränke ich mich auf fünf Aspekte.

1. In Gemeinschaft verbunden.

Die sich zum Himmel reckenden jungen Männer sind aus einem Block gefertigt. Bein an Bein, Körper an Körper, Arm an Arm scheinen sie aus einem Felsen zu wachsen. Es ist das Bild inniger Gemeinschaft, eine Verkörperung dessen, dass Menschen auf Gemeinschaft hin angelegt sind. Der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen, er lebt nicht für sich und aus sich heraus. Spätestens die Coronakrise mit all ihren merkwürdigen Begleiterscheinungen hat wieder deutlich vor Augen geführt, wie wichtig Gemeinschaft, und zwar personale Gemeinschaft ist, wie wichtig Begegnung von Angesicht zu Angesicht ist. Der Mensch ist nicht zur Einsamkeit bestimmt. Auch wenn die Einsamkeit unter bestimmten Voraussetzungen neue Perspektiven auf das Leben ermöglichen kann, so ist der Mensch auf Gemeinschaft angewiesen. Kinder, die keine Gemeinschaft erleben, verkümmern. Alte, die keine Besuche erhalten, vereinsamen. Wer allein durchs Leben geht, droht, nur um sich selbst zu kreisen. Und gerade, wenn es an das Sterben geht, ist Gemeinschaft wichtig. Zwar stirbt jeder für sich selbst – und, um es noch einmal zu sagen: Sterben ist keine Lust –, doch stirbt es sich umgeben von Freunden und Familie leichter.

Dass in vielen politischen Reden der jüngeren Zeit immer wieder das Wort „gemeinsam“ auftaucht, ist kein Zufall: Es ist ein Ausdruck für das Empfinden, dass wir die gewaltigen Probleme, vor denen unsere Gesellschaft steht, nur gemeinsam bewältigen können. Gemeinschaft ist existentiell, für unser Leben – und für unser Sterben. Das Ehrenmal des Coburger Convents erinnert daran.

2. Mit der Erde verhaftet.

Die Füße unserer drei Figuren sind eng mit der Erde verbunden. Selbst wenn sich ihre Ferse leicht hebt, so berühren ihre Fußspitzen den Erdboden. Diese Verhaftung mit der Erde zeigt eines deutlich: Die drei haben festen Boden unter den Füßen, sie wissen, woher sie kommen – und sie vertrauen darauf, wohin sie gehen. Wissen um die eigene Herkunft und Vertrauen auf die Zukunft sind aber wesentlich für die eigene Identität.

Erdverbundenheit kennen nicht nur die alten Mythen, wenn sie bildhaft von der Erschaffung des Menschen aus der Erde erzählen. Sie spiegelt sich bis heute bei jedem Erdwurf am Sarg eines Verstorbenen. Die Erde ist das Symbol menschlicher Vergänglichkeit. Zusammen mit dem abgebrochenen Zweig im Helm, der unter den drei steinernen Männern zu sehen ist, symbolisiert die Erde wie die am Denkmal angebrachten Kränze die Hinfälligkeit menschlichen Lebens.

Leben ist zerbrechlich, Leben ist immer ein Fragment. Das ist an sich jedem von uns bewusst, in Krisenzeiten wird dies besonders augenfällig. Aber es ist sinnvoll, sich dies auch in guten Zeiten vor Augen zu führen, in Zeiten der Freude und des ausgelassenen Feierns, wie es unser Treffen in Coburg auszeichnet.

Die regelmäßige Erinnerung an die eigene Vergänglichkeit kann davor bewahren, sich selbst für zu wichtig zu nehmen, den eigenen Lebensentwurf für den allein richtigen zu halten, sich selbst zum Maßstab aller Dinge zu machen. Erinnerung an die Vergänglichkeit, an die eigene Vergänglichkeit kann die Augen und Ohren öffnen, für das, was andere denken und sagen. Sich stets bewusst zu sein, wie zufällig, wie zeitbedingt, wie relativ das ist, was man selbst leistet – auch wenn dies tatsächlich einmal etwas Besonderes ist – kann Gelassenheit schenken; und gelassen geht es sich leichter durch das Leben, auch in die Zukunft und auf dem Weg zum Tod.

3. Der Nacktheit bewusst.

Auf den ersten Blick mag die Nacktheit der drei Männer irritieren. Sie ist wohl der Anlehnung an Vorbilder aus der klassischen Antike, aber auch dem Empfinden der zwanziger Jahre, aus denen das Denkmal stammt, geschuldet. Viele Kunstwerke der zwanziger Jahre zeigen Menschen

nackt. Das kann als Ausdruck des selbstbewussten Menschen verstanden werden, der stolz ist auf seinen Körper: Die Kleider der deutschen Kaiserzeit und mit ihr die als einengend empfundene Moral sind hier abgestreift.

Die Nacktheit lässt sich aber auch noch anders deuten: als Blöße des Menschen, der die Grauen des ersten Weltkrieges und die sich anschließenden Zusammenbrüche erlebt hat. Der erste Weltkrieg, in dem wohl erstmalig in der Geschichte Massenvernichtungswaffen eingesetzt wurden, und die darauffolgenden Jahre wirtschaftlicher und gesundheitlicher Krisen haben sich in das Bewusstsein derer, die unser Denkmal geschaffen haben, als Erfahrung des totalen Chaos eingebrannt.

Die Konfrontation mit dem Chaos aber entkleidet, sie entkleidet von angestammten Vorstellungen und Überzeugungen. Physisches und psychisches Leiden, wie es Kriege immer mit sich bringen – die Ukraine und der Tschad zeigen es wieder – entblößt. Leiden macht nackt. So mahnen die drei steinernen Männer in ihrer Blöße auch dazu, alles dafür zu tun, dass sich Menschen nicht gegenseitig ins Leid stürzen. Wir alle wissen, dass diese Mahnung seinerzeit nicht gefruchtet hat: Noch aus derselben Generation, die die Schrecken des ersten Weltkrieges erlebt, zum Teil mit verantwortlich hatte, erwuchs das nächste verheerende Grauen. Der Mensch scheint nicht lernfähig zu sein. Offenbar gehört es zu seinem Wesen, seinem Nächsten und damit sich selbst eher zu schaden als ihm zu nützen. Und so hat unser Denkmal seine bleibende Bedeutung, auch und ganz speziell mit der Nacktheit seiner Gestalten als Auftrag an uns, alles dafür zu tun, dass Menschen durch Krieg und Gewalt nicht in ihrem Menschsein entblößt werden, dass Menschen nicht nur die nackte Haut bleibt, dass ihre Leiden vielmehr bedeckt und ihre Würde geschützt werden.

4. Den Himmel im Blick.

Der Blick der drei Männer ist nach oben gerichtet, vielleicht zu dem von ihnen gehaltenen Schwert, doch er geht wohl darüber hinaus. Wie die den Boden berührenden Füße die Verbindung zur Erde verdeutlichen, so zeigen die zum Himmel gerichteten Augen das Wissen darum, dass die Welt größer ist als der einzelne Mensch.

Der Mensch, jeder Mensch, hat einen Bezug zur Transzendenz. Auch wer nicht ausdrücklich religiös ist, artikuliert in seinem Nachdenken über sich selbst, über sein Leben und über seinen Tod, dass er um die Unverfügbarkeit seiner Existenz und seines Schicksals weiß. Auch wer sich nicht unmittelbar zu einer Religionsgemeinschaft bekennt, mag eine Ahnung davon haben, dass es in dieser Welt und in seinem Leben einen Sinn gibt. Die zum Himmel gerichteten Augen halten diese Frage nach dem Sinn des Lebens, meines Lebens, aufrecht. Der Tod ist vielleicht die stärkste Anfrage an den Lebenssinn, zumal wenn er zur Unzeit kommt. Aber im Gedenken an die Toten bleibt die Frage nach dem Lebenssinn wach. Damit bewahrt gerade das Gedenken an die Opfer von Krieg und Gewalt vor Fatalismus, der letztlich in Lethargie, in Untätigkeit und in den Unsinn mündet.

5. Die Hand am Schwert.

Es ist vielleicht das Element an unserem Denkmal, das diejenigen, die in Friedenszeiten geboren sind, am meisten befremdet: das überdimensionale, etwas plump geratene Schwert, das senkrecht zum Himmel gestreckt über die Körper der Männer hinweg eine Linie bildet mit dem Felsen, an dem die drei Gestalten kleben: eine Linie von der Erde zum Himmel mittels eines Schwertes. Was soll das? Verherrlichung des Krieges?

Ich erinnere an die Worte des eingangs zitierten Bundesbruders und nehme seine Worte auf, um eine kritische Frage an das Denkmal zu stellen. Und das ist ja auch die Aufgabe eines Denkmals: Es soll auf zum Denken aufrufen, nicht zum Verhüllen, zum Besprühen oder zum Einreißen – das macht nur, wer den Sinn eines Denkmals nicht verstanden hat oder wer nicht bereit ist zum Nachdenken.

Vielleicht wäre es seinerzeit sinnvoller gewesen, den drei Männern ein zerbrochenes Schwert in die Hand zu geben, ein Schwert, dessen Spitze nicht in den Himmel ragt, sondern in der Erde

steckt, ein Schwert, das den Dreien zu Füßen liegt. Natürlich, historisch betrachtet, soll das gezogene Schwert dem Tod der Gefallenen – im Nachhinein – einen Sinn geben, ihre Bereitschaft signalisieren, für bestimmte Ideale in den Tod gegangen zu sein. Aber welchen Sinn sollte der Tod des 18-Jährigen haben, der von der Schulbank weg an einem Kopfschuss gestorben ist?

„Wir hatten eine Scheißangst“ höre ich meinen verstorbenen Bundesbruder sagen.

Für welche Ideale sind denn unsere Brüder gefallen, wie es auf dem Denkmal heißt? Gibt es überhaupt Werte, für die es sich zu sterben lohnt? Ist die Freiheit ein solcher Wert, um „für sie um hohen Tod zu werben“? Aber was ist Freiheit? Sind die Familie, ein Stück Land, Besitz oder das Klima solche Werte? Ich lasse diese Fragen hier offen. Und wiederhole nur, auch aus eigener seelsorgerlicher Erfahrung: Sterben ist keine Lust, an keinem Ort der Welt.

Wie würden wir heute, 100 Jahre später, ein solches Denkmal gestalten? Vielleicht würden wir Kinder mit angsterfülltem Blick darstellen, Mütter, die dem Betrachter ihre Hände hilfeschend entgegenstrecken, Flüchtlinge mit ausgemergeltem Körper und Schwimmweste. Und vielleicht würde die Aufschrift nun lauten: „unseren getöteten Geschwistern“. Aber wie auch immer wir ein solches Denkmal gestalten würden – es sollte fünf Elemente enthalten:

- einen Hinweis darauf, dass wir als Menschen in dieser Welt nur leben und überleben können, wenn wir in Gemeinschaft miteinander verbunden sind;
 - einen Hinweis darauf, dass wir als Menschen nur dann in der Lage sind, uns auf und uns selbst und auf andere einzulassen, wenn wir uns der eigenen Begrenztheit und Endlichkeit bewusst sein;
 - einen Hinweis darauf, dass wir als Menschen immer darauf angewiesen sind, dass ein anderer unsere Nacktheit bedeckt, wenn uns ein körperliches oder seelisches Leiden entblößt;
 - einen Hinweis darauf, dass unser Leben einen Sinn hat, den wir uns nicht selbst geben können, der uns nur von außen zugesagt und von uns entdeckt werden kann, dass jeder Mensch, unabhängig von seiner ethnischen, kulturellen Herkunft, unabhängig von seiner Religion und seiner sozialen Stellung, unabhängig von seinem Geschlecht und seiner Bildung, eine Würde hat, die ihm als Geschöpf von außen immer schon zukommt,
- und es sollte einen Anstoß enthalten, der zum kritischen Nachdenken herausfordert.

Unser Denkmal enthält diese fünf Punkte, in unzeitgemäßer Pose, aber mit einer überzeitlichen Mahnung. Indem wir heute an die Verstorbenen denken, bekennen wir:

- Gemeinschaft zu wahren,
- sich der eigenen Begrenztheit bewusst zu sein,
- die physische oder psychische Blöße derer, die in Leid geraten sind, zu bedecken,
- dem Sinn im Leben nachzuspüren,
- und die eigene Geschichte immer wieder kritisch zu reflektieren.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.